

© Der Bund; 17.09.2016

Feckerchilbi Hier treffen sich fahrende und sesshafte Jenische, Sinti und Interessierte. Traditionelle jenische Handwerker zeigen ihr Können.

«Es bitzeli umefüdle mues scho si»

Naomi Jones

Eine Gruppe bulliger schwarzgekleideter Männer in Kampfstiefeln steht vor der Grossen Halle. Die T-Shirts tragen eine weisse Aufschrift: Security. Darf man hinein? «Aber natürlich, kommen Sie herein», antworten sie freundlich und treten zur Seite. Drinnen wird gerade die neue Wanderausstellung der Radgenossenschaft der Landstrasse über Jenische und Sinti mit dem spontanen Konzert einer bulgarischen Roma-Band eröffnet.

In Bern ist Feckerchilbi. Auf der Schützenmatte hat es Stände mit Antiquitäten, Essen, Süssigkeiten und Kunsthandwerklichem. Im Zentrum steht ein altes Karussell. Soeben klettern die Kinder auf die Pferdchen, Autos und Fahrräder. Das Karussell schwankt ein wenig unter dem Gewicht. Hält es der wilden Horde stand? Der Karussell-Mann hantiert mit Kabeln und drückt einen Knopf. Langsam beginnt es, sich zu drehen. Die Kinder winken.

Daneben steht ein Drehorgelmann mit schwarzer Melone auf dem Kopf und einem tätowierten Igel auf der Schulter. Wofür steht der Igel? «Er ist das Maskottchen der Jenischen.» Weshalb? Das wisse er nicht, sagt Boris Gass. «Vielleicht, weil man sie früher gegessen hat.» Gass ist ein Jenischer aus Basel. Seine Eltern seien Artisten gewesen. Er selber, heute pensioniert, war Tierfotograf.

Ein Jäger bietet Felle und Geweihe feil. Neben einem Stapel aus Schaf- und Ziegenhäuten liegt ein Dutzend Fuchs-, Dachs-

und Marderpelze. Hans Gemperle hat sie im Bündnerland gejagt. Der Mittvierziger mit sonnengebräunter Haut und blauen Augen trägt einen ledernen Schlapphut. Hals, Finger und Handgelenke hat er mit selbst gefertigten Ketten und Ringen aus Knochen geschmückt. Etwa einmal im Monat verkaufe er seine Felle auf einem Markt, sagt Gemperle. Doch dies sei nicht sein Haupterwerb. Hauptberuflich sei er Wald- und Naturpädagoge und vorwiegend sesshaft. «Aber es bitzeli umefüdle mues scho si», sagt er in melodischem Bündner Dialekt. Auch das Jagen müsse sein. Da es keine Raubtiere mehr gebe, müsse der Mensch das Raubtier sein. Und wie steht er zum Wolf? «Ich fände es für das natürliche Gleichgewicht positiv, wenn wir in der Schweiz mehr Raubtiere hätten», sagt er. Doch mit dieser Meinung stehe er unter Jägern alleine da.

Vor dem Festzelt brennt ein Feuer. Darüber hängt ein Kessel mit Wasser. «Wir machen Fecker-Kafi, Kafi-Schnaps», erklärt die Frau am Topf. Rosemarie Schmidt, eine Frau mit langen grauen Haaren und langen Kleidern, setzt sich ans Feuer. Sie sei zufällig hier, sagt sie. Vor über zwanzig Jahren habe sie bei der Radgenossenschaft ein Lederetui gekauft, das ihr sehr lieb sei. Auf der Suche nach einem neuen sei sie auf die Feckerchilbi gestossen und aus Interesse hierher gekommen. Ihr Urgrossvater sei ein ungarischer Fahrender gewesen. «Aber er wurde der Liebe wegen im Wallis sesshaft», verrät sie. Venanz Nobel, Geschäftsführer des Vereins Schäft Quant und Mitorganisator der Chilbi, setzt sich zu Schmidt und verwickelt sie in ein Gespräch am Feuer. Boris Gass dreht seine Orgel, während das Karussell sich ebenfalls dreht. Die Security-Männer flanieren über den Platz und die Kinder flitzen mit rosaroter Zuckerwatte durch die umherstehenden Leute.